

Verantwortliche
Redakteure:
J. Joenecke, Insp. u.
Prof.
J. Bading, Past.
Erscheint monatl. zwei-
mal, zum Preise von
60 Cents d. J.

Nalle, was du hast,
dass niemand deine
Trove nehme.
Off. 3. 11.

Organ der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Jahrg. 3.

Watertown, Wis., Juni 15, 1868.

(Ganze No. 56.) No. 20.

Bibelübersetzung und Sprachen.

(Schluß.)

Dem Wort in a n g e l gegenüber steht der Wort-
ü b e r s e t z u n g, der gleichfalls dem Uebersetzer eine
große Last werden kann. Der Grönländer z. B. hat
für das Eis von dem er umgeben ist, — von dem
aber glücklicherweise in der Schrift nicht viel die Rede
ist — nicht weniger als sechs verschiedene Ausdrücke,
einen für das Eis an den Fenstern, einen andern
für das Eis auf den Bergen, einen andern für das
flache Eis auf dem Wasser u. s. w. Es giebt In-
dianerstämme die zur Bezeichnung des Löwen 5 ver-
schiedene Ausdrücke haben, 10 für Meisen, 15 für
Fagen, 22 für Fischen. Solchen zu Dank zu erzäh-
len, was die Schrift von der Fischerei am galiläischen
See oder vom Fischzug Petri berichtet, mag eben
keine leichte Aufgabe sein.

Bei einigen Völkern findet sich noch eine andere
Art von Reichthum in der Sprache, der Reichthum
an W o r t b e t o n u n g, eigentlich eine Folge der
Wortarmuth. Solche Sprachen besitzen meist nur
einsilbige Wörter. Eine von ihnen ist die chinesische.
Die (gesprochene) Sprache der Chinesen besteht nur
aus etwa 450 einsilbigen Wörtern, die je nach ihren
verschiedenen Betonungen, namentlich nach der Höhe
oder Tiefe des Tones mit dem sie gesprochen werden,
verschiedene Bedeutung haben; manches chinesische
Wort kann je nach seiner Betonung achterlei verschie-
dene Bedeutung haben. —

Wie einigen andern, so ist namentlich auch der
chinesischen Sprache eine auffallende Armuth in der
Formenbildung eigen. So hat sie unter andern
keinen Unterschied von Zeitwort und Hauptwort; ein
und dasselbe Wort kann je nach dem Zusammen-
hang bald Haupt- bald Eigenschafts- bald Zeitwort
sein ohne irgendwie verändert zu sein. Nachstehen-
des Abschiedsgeheim eines chinesischen Lehrers an
einen scheidenden Missionär mag zur Veranschauli-
chung des Gesagten dienen:

Thok tsiak t s o h u n g f a l i t y u n y e n
Tschon min tschin than kong tsohon s e n
Khoi lung kloi khui pin wu yun
F a y i t o f u n g yit pat pen
T s c h u n g f u k t o n y e n y u w a „khiung“
Tham kin wui liou ki n y e n s e n
Tsiung kim thi k a k t s i a n l a n k a k
Tschu mong t s c h u n g f u n g thoi tship pen.

Das heißt zu deutsch: „Es ist schon eine Reihe von
Jahren, seit Sie nach China (der Blume der Mitte)
gekommen sind; sie haben die wahre Lehre deutlich
entfaltet und weit und breit verkündigt; den Tauben
gingen die Ohren auf und den Blinden das Gesicht,
denn Sie waren unermüdet und haben nichts ge-
heim gehalten. Der unparteiische Einfluß der Lehre
hat sich deshalb auch gezeigt wie der befruchtende
Regen und der besänftigende Wind. So haben Sie
viel Glück gepflanzt, und doch gesagt: „ich will noch
länger bei euch bleiben.“ Aber ehe wir ganz mit

der Auslegung der Schrift fertig geworden sind,
sagen Sie plötzlich: „ich muß gehen.“ Von nun an
werden wir dem Lande nach weit getrennt sein, aber
eine Entfernung der Herzen ist unmöglich. Seh-
suchtsvoll werden wir Ihrer Rückkehr entgegensehen;
dann wollen wir die Peitsche in die Hand nehmen,
um Ihren Wagen nach Hause zu leiten.“

Man sieht, die Chinesen können mit wenig Wor-
ten viel sagen. Das obige Gedicht besteht aus nur
56 einzelnen Silben, während die Worte der deut-
schen Uebersetzung 220 Silben zählen. Aber gerade
diese Kürze erschwert auch das Verständnis. In den
obigen 56 Silben kommen 6 vor, die in zweierlei,
und 2, die in dreierlei ganz verschiedenen Bedeutun-
gen gebraucht sind. Tschung bedeutet „Mitte“
„Ansehung“ und „auf“; nyen „Fahre“, „Art“ und
„sagen“. Kak heißt sowohl „trennen“ als auch „ge-
trennt“, zum Beweis, daß von einer Veugung des
Zeitworts keine Rede ist; ja in anderer Betonung
würde kak vielleicht ein Hauptwort sein, in noch an-
derer ein Eigenschaftswort.

Andere Sprachen leiden dagegen an dem entge-
gegengesetzten Fehler, indem sie eine fast unglaubliche
Menge der feinsten Formunterschiede besitzen. Um
z. B. das Zeitwort „lieben“ in der Sprache eines
Indianerstammes nach allen Beziehungen durchzu-
konjugiren, würde man wenigstens zwanzig Quart-
seiten eng vollschreiben müssen. Was bei solcher Un-
ständlichkeit für ungeheuerliche Worte zum Vorschein
kommen müssen, läßt sich denken. Manche Wörter
der Indianersprachen scheinen seit dem Thurmbau
von Babel immerfort gewachsen zu sein. So z. B.
wird „unsre Liebe“ in der (jetzt allerdings verschwun-
denen) Sprache des Nishnuckstammes durch folgende
gefällige Form ausgedrückt: nuhrromantammuhn-
kanannonasch. Die Zahl 18 heißt in derselben
Sprache: kaipinanesikkopotochi, und 1000: kaepi-
pipipi. Einen gar feinen Unterschied machen die In-
dianer mit dem Wort „unser“. Die eine Form für
dieses Wort wird gebraucht wenn die angeredete
Person mit eingeschlossen ist, eine andere Form, wenn
die angeredete Person nicht mit eingeschlossen ist.
Diese Unterschiede dürfen durchaus nicht vernachläs-
sigt werden, weil sonst folgenreiche Mißverständnisse
vorkommen müßten. Wenn z. B. ein Missionär
im Gebet von „unsern Sünden“ redend die erste
Form gebrauchen wollte, so wäre damit der Angere-
dete (Gott) auch als Sünder dargestellt. Oder woll-
ten die Missionäre in ihren Reden an die Indianer
die zweite Form des „Unser“ gebrauchen, so würden
die angeredeten Indianer nicht sich mit den Missio-
nären, sondern diese und ihre Genossen allein für
Sünder ansehen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß
bei Erlernung der heidnischen Sprachen zum Zweck
der Bibelübersetzung mancherlei Schwierigkeiten zu
überwinden sind, und daß einzelne Missionäre, die
für ihre Uebersetzungen von Universitäten mit dem

Dokortitel beehrt worden sind, denselben saurer ver-
dient haben, als viele sogenannte Doktoren, die eine
gelehrt sein sollende nothdürftig zusammengestoppelte
Abhandlung nebst 60 oder 80 Thalern einschicken.

So dankenswerth auch die Uebersetzung der Bibel
in eine heidnische Sprache ist, so ist doch nicht alle-
mal viel gewonnen mit jeder derselben. Oftmals
sind die Sprachgebiete, denen neue Uebersetzungen
zu Gute kommen, außerordentlich gering. Das un-
geheure Gebiet der chinesischen Schriftsprache steht
einzig in seiner Art da. Jeder Indianerstamm in
Amerika, und wenn er manchmal nur aus wenigen
Familien besteht, hat seine aparte Sprache. Das
Gebiet einer solchen umfaßt manchmal kaum ein paar
Quadratmeilen. In Afrika gilt es für einen beson-
ders günstigen Fall, wenn eine Sprache wie die
Susu-Sprache im Umkreis von 60 Stunden verstan-
den wird. Die 300,000 Einwohner auf den Fidji-
inseln haben nicht weniger als 15 verschiedene Mund-
arten. Bei manchen Völkern besteht ein scharfer Un-
terschied zwischen der Bücher- und der Umgang-
sprache, und in der letzteren wieder ein Unterschied
zwischen der Sprache der „Gebildeten“ und des nie-
dern Volkes.

Endlich giebt es auch Stellen auf der Erde, an
denen durch den Verkehr Leute von so vielen Spra-
chen zusammenkommen, daß man kaum noch von
einer Sprache des Volkes reden kann. Die Colonie
Sierra Leone in Westafrika umfaßt Abkömmlinge
von 200 verschiedenen Nationen, die 151 verschiedene
Sprachen reden.

Dem Allen gegenüber erscheint freilich das bisher
Geleistete wie ein Tropfen am Eimer. Aber doch
dient der einmal gemachte Anfang zur Erleichterung
späterer Fortsetzung. Und wenn durch eine neue
mühevolle Uebersetzung der heiligen Schrift nur ein
heidnischer Stamm von 500 Seelen für das Reich
Gottes gewonnen würde, die Mühe wäre überreich-
lich belohnt. Lasset uns selbst aber fleißig das Wort
des Lebens in unserer Sprache gebrauchen zu unserer
eigenen Seligkeit und den Herrn bitten, daß er das
Werk der Uebersetzung Seines Wortes segne und
fördere, auf daß recht bald in „allen Zungen bekannt
werden möge, daß Jesus Christus der Herr sei zur
Ehre Gottes des Vaters.“

(Nach dem Pilger aus Sachsen.)

Brief an Peter.

(Schluß.)

Wüßtet Ihr, was eigentlich Buße ist, so würdet
Ihr Euch schämen, Euch mit Eurer Buße vor Eu-
ren Kindern zu rühmen, als hättet Ihr mit derselben
etwas besseres aufzuweisen als sie.

Doch haben wir bisher nur im Auge gehabt, wie
Petrus thut, wenn er mit Leuten zu thun hat, die
noch gar nicht getauft sind, die sich aber gern vor
ihm belehren und somit auch taufen lassen wollen.

Es wird sich aber der Mühe lohnen, auch zu sehen, wie er denn denen gegenüber sich verhält, die bereits längst getauft sind. Vielleicht macht er es da „gerade so“ wie Ihr? Um aber hierüber ins Klare zu kommen, wird es nöthig sein, auf seinen ersten Brief etwas Rücksicht zu nehmen; denn in demselben handelt er ja auch von der heiligen Taufe. Derselbe ist, wie jeder aus seiner Ueberschrift erschen kann, an verschiedene Gemeinen in Klein-Asien gerichtet, die eben keineswegs aus lauter untadelichen und fehlerlosen Heiligen bestehen, was Ihr Wiedertäufer so gerne von Euren Gemeinen großprahlend rühmet. Im Gegentheil finden sich bei ihnen zum Theil gar bedenkliche Gebrechen und Mängel, so daß der Apostel sich veranlaßt sieht, dieselben gar ernstlich zu ermahnen, doch ja dieses oder jenes abzulegen, oder dieses oder jenes in Uebung zu setzen und somit einen heiligen Wandel zu führen unter den Heiden, Cap. 2, 12. Allein obgleich die Zustände in besagten Gemeinen keineswegs sehr erfreulicher Natur sind, so fängt Petrus seinen Brief doch keineswegs damit an, daß er ihnen etwa ihre Taufe verdächtigen wollte, wie Ihr thut, wenn Ihr denen nachschleicht, die schon in ihrer Kindheit getauft sind, um sie abwendig zu machen. Nein! mag er an ihnen auch noch so viel zu tadeln haben; mag ihnen auch die ernsteste Ermahnung noth thun; von dem Gedanken, womit Ihr so gerne die unbefestigten Gemüther irre zu machen pflegtet, als liege die Schuld davon lediglich in dem Umstande, daß sie zu frühzeitig getauft worden, oder gar darin, daß sie bisher auf die Taufe sich zu viel verlassen hätten, würde ein Petrus wie vor der gränlichsten Gotteslästerung zurückschandern. Vielmehr steht es nach ihm mit der Sache so: daß es mit der Heiligung und dem gottseligen Wandel allemal da nicht voran will, wo man der Reinigung seiner vorigen Sünden vergessen hat 2 Petri 1, 9., oder mit anderen Worten: wo man vergessen hat, was für überaus herrliche Gnadengüter durch die Taufe geschenkt worden, weshalb er denn auch solchem Uebel dadurch zu wehren sucht, daß er Cap. 3, 20 ihnen recht nachdrücklich zu Gemüthe führt, was für einen herrlichen Nutzen sie von der Taufe hätten. Ja, aus eben diesem Grunde fängt er denn seinen Brief überhaupt auch nicht mit Vorwürfen oder Tadel an, sondern zunächst und vor allem mit einer freudigen Lobpreisung der Barmherzigkeit Gottes oder lobpreisenden Bewunderung alles dessen, was die Barmherzigkeit Gottes bisher an ihnen und für sie gethan und noch zu thun gedenke. Und geht er dann auch weiter zu den ernstesten Ermahnungen über, so kann er es doch nicht lassen, in denselben immer und immer wieder mit Hinweis auf das, was der barmherzige Gott für sie und an ihnen gethan, sich selbst zu unterbrechen, und gerade daraus wieder neue Beweggründe zu weiteren Ermahnungen herzuleiten. Und auf diese Weise kommt er endlich denn auch zu einer Darlegung oder Hervorhebung dessen, was ihnen in der heil. Taufe zu Theil geworden. Und was weiß er nun von dieser zu sagen? Schreibt er von derselben auch, wie Ihr thut? Ja wohl! In einer Weise redet er davon, daß einem Wiedertäufer, wenn er es liebet, der Kopf zu schwindeln anfangen muß. Denn denke Dir nur: als eine ewig unumstößliche Thatsache stellt er es ja hin, daß dies Wasser in der Taufe sowohl ihn selbst als seine Leser selig mache; denn seine Worte lauten ja ausdrücklich so: „Welches (nämlich Wasser) uns auch selig macht in der Taufe.“ Damit ihm aber niemand den Vorwurf mache, als bringe er hiermit eine ganz neue und nie dagewesene Lehre auf, so stellt er weiter die

Behauptung auf, daß diese Thatsache schon zur Zeit der Sündfluth in der Rettung Noä vermittelt des Wassers vorbildlich ausgedrückt oder sinnbildlich ge- weissagt sei. — Aber, wie wenn er Euch jetzt schon vor sich gehabt oder gesehen hätte, wie es bei Euch nur alles aufs äußerliche Tauchen oder auf viel Wasser ankommen werde, protestirt er feierlichst gegen solche Verfehrung und Veräußerlichung der heiligen Taufe, indem er hinzusetzt: „Nicht das Abthun des Unflaths am Fleisch, sondern der Bund eines guten Gewissens mit Gott u. s. w.“ womit er zugleich wieder ein neues Moment der wunderbaren Güte und Herablassung Gottes zum sündigen Menschen in der Taufe hervorhebt und zeigt. Und so lehrt denn Petrus die schon Getauften über die Taufe so: daß er zuerst behauptet: Das Wasser in der Taufe mache selig. Nur giebt es eben keine Seligkeit ohne Vergebung der Sünden, folglich giebt sie auch diese, wie ja Petrus das auch schon Apostelgeschichte 2, 38 gesagt. Durch Vergebung der Sünden aber bekommt man ein gut Gewissen; denn wo die Sünden vergeben sind, da muß auch der Ankläger schweigen. Mit einem solchen guten Gewissen macht aber der dreieinige Gott einen Bund und zwar den „neuen Bund“ von dem schon die Propheten des A. T.'s so viel geweissagt und so herrliche Dinge geredet haben, und der daher auch unendlich köstlicher ist, als jener war, den Gott mit dem Volke Israel machte, als er dasselbe aus Aegypten führte. Oder was meinst Du wohl, daß es sagen will: Gott mache einen Bund mit uns? Ist es nicht so, daß der allgenugsame Gott zu dem sich neigt, das da nichts ist, und sich mit ihm verbindet, ihm alles was er ist und hat, aus lauter Güte und ganz umsonst zu schenken und als ein treuer Verbündeter ihm zur Seite zu stehen gegen Alles, was ihm Feind ist und ihm schaden möchte? Und nun siehe, solcher Bund wird in der Taufe geschlossen, sagt Petrus. Schreibt Ihr Wiedertäufer auch wohl so herrlich von der Taufe an Eure Getauften? Und doch sind die Meisten von Euch nicht einmal sondern zum Theil sogar schon mehrere Mal getauft oder getauft. Aber wie wolltet Ihr auch so schreiben?! Gottes Taufe, die so herrliche Dinge giebt, habt Ihr verworfen, und die Eurige, die Ihr Euch selbst erfunden habt, und an deren Stelle gestellt, die ist leider nur „so eine Anzeige“ dessen, daß Ihr den Bund mit Gott gebrochen und ihm alle seine daran geknüpften Verheißungen vor die Füße geworfen habt, weshalb Ihr denn schließlich trotz alles Getauft- oder Getauchtseins doch eigentlich gar nicht getauft seid und mit den Getauften auch keine Gemeinschaft habt. Wie aber Petrus hier thut, gerade so that auch Paulus, wie du namentlich aus den Stellen Röm. 6, 3. 4. Galater 3, 27. Colosser 2, 12. Eph. 5, 26. Titus 3, 5 und ähnlichen zur Genüge erschen kannst, welche hier näher anzuführen weder Zeit noch Raum gestattet. In allen diesen Stellen hebt der Apostel immer und immer wieder hervor, daß durch die Taufe die herrlichsten und seligsten Güter geschenkt werden und auch nicht eine einzige Silbe kann beigebracht werden, das zu begründen, was Ihr Wiedertäufer von derselben fabelt. Und trotzdem habt Ihr die Stirn zu behaupten, Ihr machtet es gerade so wie Petrus und wäret Gläubige.

Doch ich habe gethan was Du begehrtest. Ich habe aus Gottes Wort unwiderleglich und mehr als überflüssig bewiesen, was ich beweisen sollte, nämlich, daß Eure Wiedertäuferi auf einem ganz anderen Boden erwachsen als auf der heil. Schrift. Daß Dich aber dergleichen Beweise nicht überzeugen wer-

den, weiß ich auch und daher will ich hiermit schließen und die Sache Gott befehlen, der seiner Zeit seine Ehre suchen und auch richten wird. Wir sind geschiedene Leute. Dein Andreas.

Das Abschiedswort des „Ansiedlers des Westens“ und eine Antwort darauf.

Nachdem unsere Synode auf ihrer Jahresversammlung zu Milwaukee sich über ihre Stellung zur Union erklärt hat, aus gerechten Motiven, welche in der fraglichen Erklärung deutlich ausgesprochen werden, so hat die Berliner Gesellschaft für die deutsch-evangelische Mission in Amerika, welche bisher in einer dankenswerthen Art nach Kräften unserer Synode durch Zusendung von Predigern namentlich Hilfe geleistet hat, sich genöthigt gesehen, das bisherige Band zwischen ihr und unserer Synode als gelöst zu erklären. Das war zwar zu erwarten und hat uns deshalb nicht überrascht noch empfindlich berührt. Auch daß die genannte Gesellschaft in ihrem Blatte (Ansiedler des Westens, Jahrgang 6, No. 2) sich über die vorliegende Thatsache ausspricht, und eine Erklärung über die nothwendig gewordene Lösung des bisher bestandenen Verhältnisses giebt, finden wir ganz in der Ordnung, und wir würden die betreffenden Erklärungen auch durchaus auf sich beruhen lassen, wäre uns nicht doch geboten gegen Unrichtigkeiten, die darin enthalten, uns zu verwahren. —

Bevor wir dies zu thun unternehmen, erklären wir zuvörderst noch einmal ausdrücklich, daß die geehrte Berliner Gesellschaft in der That und Wahrheit uns zu vielem Danke verpflichtet hat, daß wir auch derselben herzlich dankbar sind, um des willen, was wirklich durch ihre Handreichung uns zu bleibendem Guten gereicht hat, daß wir es auch sein und bleiben würden ohne die wiederholte specificirte Aufzählung aller ihrer ausgerichteten Gutthaten und ohne die das persönliche wie christliche Gefühl verletzende Weise, in welcher uns der Undank gegen die Wohlthaten der Berliner Gesellschaft aufgerückt wird. Wenn die Feier des Leidens Jesu Christi, an welche die kurze, der Abschiedserklärung vorangehende fromme Betrachtung erinnert, für den Verfasser eine so ungeistliche Frucht gehabt hat, daß er sich nicht entblödete, die Berliner Gesellschaft als eine um Gutthat leidende dem Herrn Jesu zur Seite zu stellen und die Union als die Kirche hinzustellen, welche als heiligen Beruf empfangen hat, Schmach zu leiden, daß er sich nicht entblödet, auf unsere doch wohl unbestrittene wenigstens christgläubige Synode den Schein fallen zu lassen, sie sei die Motte, welche im Grunde doch unseres Herrn Verdienst mißachtet und seine Kirche schmächt, diemeil sie die liebefüße aber gegen die lutherische Kirche haßsprühende Union kein Gottes-Werk, sondern ein Werk sündlicher Gleichgültigkeit in Sachen der Bibelwahrheit nennt — wenn, sagen wir, die Betrachtung des Leidens des Herrn als Frucht Gedanken und Worte des gesalbten Hochmuths hervorgebracht hat, so ist das zu bedauern. Doch immerhin, mögen sich die Unionisten für die geliebten Söhne Gottes halten, wir wollen sie darin nicht stören. Wir haben erklärt, daß wir mit der Union nichts zu thun haben wollen und daß wir sie sogar für verwerflich achten. Dies zu verschweigen konnten wir uns nicht für verbunden achten durch die Dankbarkeit gegen die Berliner Gesellschaft und ihre Wohlthaten. Ja, war, wie es nun der Werlaufs nach unserer Erklärung zeigt, die stillschweigende Bedingung, unter

welcher uns die Wohlthaten der Gesellschaft zu Theil werden konnten die, daß wir als eine lutherische Synode doch die Union d. h. die thatsächliche Unterdrückung der wirklichen Lutheraner in Preußen, so viele deren noch im Bann der Union liegen, guthießen, so hätten wir es uns vor Gott und unseren lutherischen Brüdern zur Sünde zu rechnen, daß wir so lange geschwiegen, wenn uns das Stillschweigen als Bedingung bewußt gewesen wäre. So aber glaubten wir einfach dem, was von Berlin aus zu uns geredet wurde, man wolle auch der lutherischen Kirche dienen. Daß man unter dieser lutherischen Kirche in Berlin nun ein Ding ohne Farbe und Gestalt versteht, einen wesenlosen Namen, daß man sich dort unter lutherischer Kirche eine solche vorstellt, welche verständnißmäßig Arm in Arm mit der Union geht, das wußten wir nicht. Es sind uns nach und nach die Augen aufgegangen, die Union selbst hat sie uns geöffnet. Seitdem sie mit immer größerer Erbitterung die lutherische Kirche verfolgt, die mit dem Bekenntniß zu den Kirchenbekenntnissen keine bloße Gaukelei treibt, mußte es uns wohl offenbar werden, daß wo irgend freundschaftliche Beziehungen der Union oder unirtlicher Gemeinschaften zu lutherischen Gemeinschaften beständen, dies nur sein könne, weil man von unirtlicher Seite das Lutherthum der betreffenden lutherischen Gemeinschaften für einen bloßen leeren Namen hielt.

Hier aber traten wir schon in die Abschiedserklärung des „Ansiedlers“ selbst ein. Natürlich figurirt in derselben wieder eine Reihe beliebter Unionssphrasen, deren man sich als abgestandener doch nachgerade schämen sollte. Man sollte sich der beliebten Phrase, daß in der Union das Bekenntniß sein volles Recht und unbeschränkte Freiheit, nachgerade Angehichts der Absetzung, Suspension und der Anklagen, womit die Union gegen bekennnistreue Lutheraner innerhalb der Union gerade in neuester Zeit vorgeschritten ist, als einer kläglichen Lüge schämen. Es ist ein Spott und Hohn in jener Phrase enthalten, der jeden Lutheraner schmerzen muß. Welches Recht hat die lutherische Kirche innerhalb der Union? Das Recht zu schweigen als das köstlichste und heiligste. Und wenn sie von diesem theuren Rechte, welches ihr die großmüthige Union so freigiebig zugestelt, nicht Gebrauch macht, sondern redet, welches andere heilige Recht hat sie dann? Dann hat sie das Recht, das Geredete geredet sein zu lassen, im Stillen des Geredeten sich zu freuen, und dann das Recht aller Rechte, den bekannten Spruch:

Genug der Worte sind gewechselt,
Läßt mich auch endlich Thaten sehen.

nicht zu ihrer Lebensmaxime machen zu müssen. — Des sind köstliche Rechte, deren sich die lutherische Kirche innerhalb der Union erfreut. Blicken wir etwas in die Zukunft hinaus, wie der Arm der Union, unterstützt und aufrecht gehalten durch den Arm der weltlichen Macht, immer gewaltiger wird, so möchten wir beinahe sagen: Die lutherische Kirche innerhalb der Union hat das chinesische Recht, sich selbst die seidene Schnur um den Hals zu legen, da über kurz oder lang die Union ihr doch den Strick um den Hals legen wird. —

Das sind die theuren Rechte der lutherischen Kirche innerhalb der Union, an welche die Abschiedserklärung des „Ansiedlers“ uns denken läßt, wenn sie sagt, sie habe unsrer lutherischen Synode gedient, dem Grundsatz der Union getreu, welche dem Bekenntniß sein volles Recht und seine unbeschränkte

Freiheit läßt. — Daneben nun bringt die Abschiedserklärung auch Seitenhiebe auf das „amerikanische Hochlutherthum“, welche gerade zeigen, daß das, was der Verfasser der Erklärung von den „amerikanischen Hochlutheranern“ ausagt, ihn selbst entschieden trifft. Er schildert sie als Diejenigen, bei denen „der Geist durch fliegende Hitze, und Forschung und Kenntnisse durch Kühnheit der Behauptungen ersetzt werden.“ Die „amerikanischen Hochlutheraner“ kennen nur eine Forschung, nämlich in der Schrift und in dem Lehrsatze ihrer Kirchenlehrer.

Wer nun Angehichts der höchst respectablen Forschungs-Arbeiten der „amerikanischen Hochlutheraner“ auf dem Gebiet der lutherischen Theologie sagen kann, daß „Forschung und Kenntnisse“ durch kühne Behauptungen ersetzt werden, der erweist sich auf das evidenteste selbst als einen solchen, der aus Unkenntniß des Thatbestandes sehr kühne und stammenswerthe Behauptungen macht. — Wer übrigens die kühnen Behauptungen auf dem Gebiet der Lehre finden will, der muß, das ist ja wohl die Wahrheit, nicht zu den Hochlutheranern d. h. zu den bekennnistreuen Lutheranern gehen, die weil die nichts anders behaupten als die alte einfältige Lehre der lutherischen Symbole, die der Hauptsache nach jedes Kind aus der Unterweisung kennt, sondern der muß zu den Unionstheologen gehen; da kann er stammenswerthe Dinge z. B. über Christi Person und Werk, über den Zweck seines Kommens u. s. w. hören, bei ihnen ersetzt fliegende Hitze der eignen Speculation den Geist d. h. das klare evangelische Wort.

Darum ist Christus für alle gestorben, auf daß die, so da leben, nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist. 2. Cor. 5, 15.

(Aus Scriber's Seelenkrag.)

Der römische Kaiser Hadrianus hat einen Hofmarschall gehabt, Similis genannt, welcher, des Hoflebens überdrüssig, um Entlassung bei dem Kaiser angehalten, die er auch erhalten. Als er nun die übrigen 7 Jahre seines Lebens auf einem Landgut in der Stille hingekracht, und endlich aus der Welt abgeschrieben, hat er befohlen, ihm eine solche Grabchrift zu setzen: „Hier liegt Similis, der zwar sehr alt geworden, jedoch nur 7 Jahre gelebt hat.“ Der kluge Hofmann sah wohl, daß es für kein rechtes Leben zu halten, wenn ein Mensch nur Andern zu Dienst und Gefallen lebt und seiner selbst vergißt; wenn er in der mühseligen und schändlichen Lust der Welt sein Vergnügen suchet, die Tugend aber und die Besserung seines Gemüths an die Seite setzt, wie gemeinlich die Hofleute thun müssen, deren Leben man, wie köstlich es auch scheint, fast für kein Leben zu achten hat; denn sie werden gleichsam von einer fremden Seele besetzt, von eines Andern Willen, Begierden und Lüsten regiert und leben wie ein Vogel im Käfig, der seiner Freiheit beraubt zwar Essen und Trinken hat, dafür aber singen muß, wie sein Herr will (weß Brod ich eß, deß Lied ich sing); sie leben wie die Mücken und Schnacken, die eine Weile um ein Licht, als wenn sie sich darcin verliebt hätten und daran wärmen wollten, herumfliegen, endlich aber die Flügel daran verbrennen, daß sie hernach nicht mehr fliegen sondern nur kriechen können, wiewohl sie auch manchmal sich ganz verbrennen.

Doch findet man nicht allein zu Hofe solche Leute, die zwar alt werden, doch nicht lange leben, sondern allenthalben und in allen Ständen. Die meisten Menschen wissen nicht, was ein rechtes Leben sei, warum sie leben, und wie sie ihre Zeit und Kräfte

recht anwenden sollen, daß man von ihnen sagen könne, sie haben gelebt. Etliche leben nicht wie Menschen, viel weniger wie Christen, sondern wie die Thiere, welche leben, und wissen nicht, was leben ist: Etliche leben wie die Schwäbeler, welche den ganzen Tag in der Luft hin und her streichen, und nichts thun als daß sie etwas schwirren, einige Mücken fangen, und etwa ein Nest aus Koth gebaut, hinterlassen. Etliche leben wie die Pfauen, die sich nur schmücken, brüsten und prangen. Etliche wie die Säue, die ihre Lust im Fressen, und ihre Freude im Koth suchen. Etliche wie die Löwen, Bären und Wölfe, die nur rauben, würgen und Schaden thun. Etliche wie die Spinnen, die zwar einen subtilen Faden machen und ein künstliches Gewebe bereiten, das aber zu nichts nütze ist, als Fliegen und Mücken zu fangen. Etliche wie die Maulwürfe, die nur in der Erde wühlen, ihre Hausen hier und da aufwerfen und das Sonnenlicht nicht achten. Etliche wie die Pferde, Ochsen und Esel, die sich immer lassen treiben und zur schweren Arbeit gebrauchen; wenn sie aber dabei ihr Futter, Hafer, Heu und Stroh haben, sich um nichts weiter bekümmern. Etliche, ob sie wohl alt genug sind, leben immerhin wie die Kinder, welche ihre Zeit hinbringen mit Essen, Trinken, Spielen und Schlafen. Von diesen Allen kann man nicht sagen, daß sie recht leben; die Schrift nennt sie Lebendigtodt.

Solche Leute nennet der heilige Geist einen Schatten oder Schatten (Ps. 39, 8; 1. Tim. 5, 6), weil sie keine rechten Menschen sind, und ihr Leben kein rechtes Leben, sondern nur ein Schatten ist, also daß mancher Mensch, an dem sich die Welt vergafft und ihn für was Großes hält, vor Gott nichts mehr gilt als ein Schatten; er hat kein rechtes Wesen, weil er entfremdet ist von dem Leben, das aus Gott ist. Prüfe dich nun hierbei, o Mensch, wie es um dich und dein Leben bewandt sei? Vielleicht hast du deine edle Zeit auch lieblich hingebracht, die Hälfte mit Schlafen, einen Theil mit Essen und Trinken, und das Uebrige mit vergeblicher, unnützer und sündlicher Arbeit. Das rechte Leben ist, wenn man seinem Gott und Schöpfer zu Ehren, seinem Nächsten zu Nütz und Dienst, und sich selbst zur steten Erbauung und Besserung lebt. So leben wir recht, wenn Christus Jesus in uns lebet, wenn uns sein heiliger Geist regiert und treibet, wenn wir uns selbst und der Welt absterben, und züchtig, gerecht und gottselig in dieser Welt zu leben uns befehligen. Bedenke nun, mein Christ, wie lange du also gelebt hast? Vielleicht hast du in so langen Jahren noch nicht angefangen, also zu leben. Ziehe ab von deinen Jahren und Reiten, was du auf deine Lust und Ergöblichkeit, auf Müßiggang, auf eitles Geschwätz, auf Essen und Trinken, auf Spielen, auf Schlafen u. s. w. verwandt hast, vielleicht wird wenig oder gar nichts übrig bleiben, das du in dem Dienst deines Gottes und Nächsten, und zur Übung der Gottseligkeit, zum Besten deiner Seele angewandt hast.

Jener Alt-Vater wurde gefragt, wie alt er wäre, und antwortete: fünfundvierzig Jahre. Der Andere sagte: ich hätte Euch für einen Siebenzigjährigen angesehen. Es kann wohl sein, sprach er; doch müßet Ihr wissen, daß ich die Jahre meiner thörichteren Jugend, die ich in sündlicher Eitelkeit hingebracht, meinem Alter nicht beizählen mag, weil dieselben mit Recht kein Leben zu nennen sind. Bedenke dich auch, mein Christ, wie alt du jetzt seiest? und wie lange du in rechtschaffener Übung der Gottseligkeit

Beschäftigt gewesen? Vielleicht hast du kaum den geringsten Theil deines Lebens darauf verwandt? Vielleicht bist du schon 30 Jahre alt, und hast doch kaum 30 Tage gelebt? Von dem römischen Kaiser Titus Vespasianus meldet Suetonius, daß, als er einmal Abends sich erinnerte, daß er den Tag über Niemand eine Wohlthat erwiesen, er gesagt: Meine Freunde, diesen Tag hab ich verloren, oder ich achte diesen Tag für verloren.

Ach, wenn wir doch von einem Heiden wollten lernen, alle die Tage für verloren halten, darin wir nicht etwas schaffen zu Gottes Ehren, des Nächsten Dienst und unsrer Seelen Besserung! Ach, wenn wir uns doch befehligen wollten, die verlorenen Tage künftighin wieder einzubringen! Ach, wenn wir doch bedenken wollten, wozu wir erschaffen, warum uns Gott mit so vielen Wohlthaten überschüttet, warum wir so theuer erkauft und durch das Wort und die heiligen Sacramente berufen und geheiligt sind? Nämlich nicht, daß wir uns selbst leben, sondern dem, der uns erschaffen, erlöst und geheiligt hat, wie unser Spruch und die ganze heilige Schrift vielfältig lehrt.

Der Selbige hat nicht sein Geld, sondern sein Geld hat ihn.

Ein begüterter Bürger einer vornehmen sächsischen Reichsstadt hatte einen Nachbar, den er sonst liebte und gute Freundschaft mit ihm hielt. Als nun diesem eine Noth zur Hand kam, daß er etwas Geld auszahlen sollte, ging er zu jenem, und brachte ihn mit vielen Bitten und Versprechungen, daß er nicht sollte gefährdet werden, dahin, daß er zu seinem Kasten ging, darin er eine große Baarschaft gefangen hielt, wohl willens, ihm mit der benötigten Summe auszuhelfen. Als er aber denselben eröffnet hatte, und seine lieben Thaler aufah, schloß er ihn wieder zu, kam wieder und sagte: *N a c h b a r, i c h k a n n e s n i c h t t h u n!* Der hielt nochmals an und sagte, er wäre ja genugsam versichert, daß er das Geld in wenigen Tagen wieder haben könnte u. s. w. Hiermit brachte er ihn zum andern Mal zu dem Kasten, er kam aber auch das Mal wieder und sagte: *I c h k a n n ' s n i c h t t h u n!* — So fest war das Herz verschlossen, und so sehr hatte der Mammon die Herrschaft über diesen elenden Menschen, daß er ihn nicht angreifen durfte. —

Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. (Psalm 23.)

In dem Leben des heiligen Bischofs *M a r t i n* wird erzählt, daß er einmal zu dem damaligen römischen Kaiser *M a x i m u s* gekommen sei, und habe in dessen und seiner Gemahlin Gegenwart allerlei gottselige Gespräche geführt, insonderheit aber von der Süßigkeit der göttlichen Gnade und des himmlischen Trostes, von einem fröhlichen und seligen Ende der Gläubigen, und der ewigen Freude und Herrlichkeit also herzlich geredet, daß die Kaiserin ihm nicht allein fleißig zuhörte, sondern auch alsbald sich besann, wie sie doch einem solchen heiligen Mann eine besondere Ehre erweisen möchte. Darauf hat sie von dem Kaiser gebeten, daß er ihr vergönnen möchte, dem Diener Gottes eine Mahlzeit mit ihren eigenen Händen zuzurichten, ohne Hülfe und Zuthun der Bedienten. Als er nun solches gerne geschehen lassen, der heilige *Martinnus* aber ungerne daran wollte, und doch es endlich geschehen lassen mußte, schickt sie sich mit großer Emsigkeit zur Sache, bereitet selbst eine Mahlzeit, setzt ihm einen Stuhl vor, darauf er sitzen mußte, trug das Essen selbst auf, stund als eine

Magd hinter ihm und wartete ihm auf, spülte selbst einen Becher aus, schenkte ein und reichte ihm denselben dar. Als er nun sich gesättigt hatte, war sie mehr erfreut darüber, daß sie die Ehre gehabt, einen solchen Mann also zu speisen, als wenn sie selbst auf das prächtigste bewirthet worden wäre. Dieses wird ohne Zweifel ein jeder, der es hört oder liest, für eine große Ehre halten, es ist auch leicht zu erachten, daß manchem weltgesinnten Höslinge diese Demuth und Ehrerbietigkeit der Kaiserin, die sie einem Diener des Wortes erwiesen, mag schlecht gefallen haben: Wie muß es aber den höllischen Geistern gefallen, wenn sie sehen müssen, daß der Sohn Gottes seinen Christen nicht nur zu Tische dienet, sondern sie auch mit seinem gekrenzigtem Leibe und vergossenen Blute speiset und tränket? Wie hätte er uns größere Ehre und Liebe erweisen können?

Als *David* den *Mephiboseth*, des *Jonathans* Sohn, um seines Vaters willen wollte Ehre und Gutthat erzeigen, ließ er ihn an seinem königlichen Tische täglich das Brod essen. *Johannes II.*, König von Spanien, hat den Grafen von *Niboden* um ihrer Verdienste willen die Ehre gegeben, daß sie und ihre Nachkommen sollten allezeit an der königlichen Tafel essen, und das Kleid, welches der König am Tage der Weisen aus *Morgenland* würde anhaben, sollte ihnen gegeben werden. Dies war etwas Großes vor der Welt; es kann aber zur Seligkeit nichts helfen. Der Herr *Jesus* aber sehet seine Gläubiger nicht nur an seinen Tisch, sondern er selbst wird ihre Speise und Trank, er speiset sie mit dem Brod des Lebens; er läßt sie trinken, nicht nur aus seinem Becher, sondern auch aus seinen heiligen Wunden; er versichert sie hierdurch seiner ewigen Gnade; er kleidet sie mit seinem königlichen und hochzeitlichen Kleide; er fasset sie in seine Arme und schließt sie in sein Herz.

(Seriber.)

Ueber das Wachstum der katholischen Kirche in Columbus, Ohio,

berichtet ein Glied derselben an den Herausgeber der „*Cincinnati Gazette*“ Folgendes: „Wer die neuesten Ereignisse beobachtet hat, wird auch das schnelle Wachstum der katholischen Kirche in der Hauptstadt unseres Staates bemerkt haben. Vor zwanzig Jahren war nur eine Kirche dieses Namens in hiesiger Stadt, und diese eine war arm an Geld, aber reich im Glauben und streng in der Zucht. Heute aber sind drei Pfarrkirchen da, und der Grund zu einer Cathedrale ist gelegt, welche mit Ausnahme der in *Cincinnati* das schönste Gebäude im Staat werden wird. Außerdem besitzen wir noch zwei Klöster und ein prachtvolles Hospital unter der Aufsicht der Schwestern; und endlich drei blühende Schulen mit nicht weniger als 900 Schülern, welchen außer den gewöhnlichen Zweigen der Wissenschaft die Glaubenslehren sorgfältig eingebläst werden. Es finden sich Freunde in jedem Theil der Regierung, die emsig für eine gemeinsame Sache, für die Beförderung der Kirche arbeiten. Acht von den achtzehn Stadträthen sind katholisch, und diese erzwingen es durch Einigkeit, daß eine Anzahl der übrigen so wählt, daß Alles, was wünschenswerth ist, erlangt wird. — Wenig Contracte, die eine Belohnung versprechen, kommen in die Hände Anderer, das Meiste wird von unsern Leuten gethan, der größte Theil der Polizei u. s. w. gehört uns an. Wir als eine Kirche dürfen mit Recht stolz darauf sein, und wir hegen die Hoffnung, daß unser Volk nichts von dem Muth und der Weisheit verlieren wird, welche uns diese beneidenswerthe Stellung in der schönen Stadt *Columbus* erworben hat.“

(Ref. R.-B.)

Kirchliche Nachrichten.

Inland.

Von der Generalsynode der Ref. Presbyterischen Kirche, die in den ersten Tagen dieses Monats in *Pittsburg* tagte, wurde vor einigen Tagen ein in *Philadelphia* wohlbekannter Kirchenmann, *Geo. F. Stuart* suspendirt. Es wurde gegen ihn vorgebracht, daß er mit Christen anderer Gemeinschaften geistliche Lieder sang und communicirte.

(Ref. R. Btg.)

Auf der Generalconferenz der bischöflichen Methodisten, gehalten zu *Chicago*, wurde berichtet, daß in den letzten vier Jahren die Einnahmen für die Mission \$2,511,433 betragen. Davon wurden für ausländische Missionen \$1,101,185, für die eingewandete Bevölkerung in den Vereinigten Staaten \$229,525, für die amerikanische Bevölkerung \$1,182,200, für Indianer-Missionen \$18,000 bewilligt.

Katholicismus und Methodismus. — Die Generalconferenz der Methodisten hat zu *Chicago* folgende Resolutionen angenommen:

1) Daß der Catholicismus kein seligmachendes Christenthum ist. 2) Daß den Fortschritten desselben Einhalt gethan werden müsse. 3) Die Fortschritte desselben rufen alle protestantischen Denominationen zum Kampf gegen ihn auf. 4) Der Catholicismus ist politisch gefährlich. 5) Der Methodismus ist die beste Organisation, in welcher alle Protestanten zum Widerstand gegen die Catholicismus arbeiten können. — Darauf hat ein katholischer Geistlicher, *McMullen*, einen Brief an die Konferenz erlassen, worin er eine Disputation vorschlägt, bei welcher er seinerseits folgende beiden Sätze verfechten will, 1) Der Methodismus ist eine falsche Form des Christenthums d. h. gar kein Christenthum und die katholische Kirche ist die einzig wahre Kirche. 2) Die Lehren des Methodismus sind gefährlich für das sociale Leben und für den Staat.

Die „*Evangelische Gemeinschaft*“ ist nach einer Mittheilung von *Berlin* aus im Begriff eine Mission in dem „*schönen*“ *Elfaß* und in das „*liberale, gebildete, vorwärtsschreitende, Deutschland*“ einigende *Preußen* zu senden, „um den Sauerteig des Himmelsreichs unter die Masse bringen zu helfen.“

Als im Jahre 1843 in *Stuttgart* eine Commission ihre Vorarbeiten zu einem neuen Choralbuche machte, erhielt sie von einem Schulamts-Candidaten einen Band eigener Compositionen desselben, der für jedes Lied eine neue Melodie enthielt. Der junge Mann war der Meinung, man habe z. B. Ein feste Burg u., Gelobt seist du Jesu Christ u. nun lange genug nach der alten Melodie gesungen, es sei zeitgemäß, auch einmal wieder eine neue zu singen. Ein ganzes Choralbuch neu zu componiren, — der Gedanke war vorher noch Keinem gekommen.

Du darfst nicht fragen, was du Gutes thun sollst äußerlich; siehe auf deinen Nächsten, da wirst du zu thun finden, wenn deiner tausend wären. Verföhre dich nur selbst nicht; denke nur nicht, daß du mit Beten und Kirchengehen, oder Stiften oder Gedächtnissen wirst gen Himmel kommen, so du vor deinem Nächsten übergehst. Gehest du hier vor ihm über, so wird er dort im Wege liegen, daß du mußt vor der Himmelspforte übergehen, wie der reiche Mann.

(Luther.)